



Leseprobe

Tabitha Lasley
Seegang

Bestellen Sie mit einem Klick für 22,00 €



Seiten: 320

Erscheinungstermin: 19. Oktober 2022

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Tabitha Lasley
Seegang

Tabitha Lasley

Seegang

Aus dem Englischen
von Tanja Handels

Luchterhand

Für Mum, in Liebe und Dankbarkeit

Alle Journalisten, sofern sie nicht zu blöd oder zu sehr von sich überzeugt sind, um es zu merken, wissen, dass ihr Tun im Grunde moralisch unhaltbar ist.

Janet Malcolm, *The Journalist and the Murderer*

Seufzt nicht so, Mädchen, seufzt nicht schwer,
Treu los warn Männer immer,
Ein Bein an Land, eins auf dem Meer,
beständig sind sie nimmer.

William Shakespeare, *Viel Lärm um nichts*

Das vorliegende Buch basiert auf einer Reihe von Interviews, die über ein halbes Jahr hinweg geführt wurden. Alle Namen, Einsatzorte und weiteren unverkennbaren Eigenschaften wurden geändert, um die Privatsphäre der Gesprächspartner zu wahren. Manche der Interviews setzen sich aus mehreren Einzelgesprächen zusammen, die zugunsten der erzählerischen Klarheit und aus Gründen der zusätzlichen Anonymisierung Einzelner verdichtet wurden. Jegliche Ähnlichkeit mit lebenden oder toten Personen ist rein zufällig und nicht beabsichtigt.

INHALTSVERZEICHNIS

- 1 T BLOCK 15
- 2 FOUM ASSAKA 59
- 3 TIFFANY 95
- 4 T-211 125
- 5 TERN 157
- 6 BRENT FIELD 189
- 7 PIPER BRAVO 221
- 8 NINIAN CENTRAL 243
- 9 CLYDE 275

Wir hatten mal eine Frau bei uns auf der Plattform. Die war erst neunzehn. An einem Abend hat sie im Aufenthaltsraum Billard gespielt. In Hotpants. Das sprach sich schnell rum, und im Aufenthaltsraum wurde es voll. Und voller. Und voller. Irgendwann hatte man das Gefühl, sämtliche Kerle von der ganzen Plattform sind da drin, hocken rum und sehen ihr beim Billardspielen zu. Sie wurde nicht abgemahnt, sie hatte ja nichts falsch gemacht, aber ihr Vorgesetzter hat Ärger gekriegt. Es hieß: »Das hätten Sie ihr sagen müssen, Sie hätten ihr erklären müssen, dass sie so was hier nicht machen kann. Es war Ihr Job, ihr das zu sagen, und den haben Sie nicht gemacht.« Die Frau ist danach nie wieder aufgetaucht. Es war ihr erster Offshore-Einsatz. Und ihr letzter.

T BLOCK

»Und wo ist zu Hause?«

Während ich ihn das fragte, schaute ich auf seinen Mund. Einen Akzent wie seinen hatte ich noch nie gehört. Ein bisschen erinnerte er mich an meinen eigenen (das kehlige »k«, typisch für Liverpool, eine ähnliche Dehnung der Vokale), aber seiner wies dazu noch die für den Nordosten typischen Melismen auf, die ein Wort wie »*module*« zu »*mod-ju-al*« machten und das Wort »*sure*« wie »*Schauer*« klingen ließen.

Seine Lippen waren schmal, schafften es aber, voll zu wirken. Sie sahen weich aus und formbar. Zwei tiefe Kerben rahmten seinen Mund wie zwei Klammern, sie zogen sich auf beiden Seiten von der Nase bis zum Kinn, und wenn er lächelte, waren sie weg. Ich musste mir verkneifen, den Finger in eine davon zu legen und nach oben zu drücken, um sie verschwinden zu sehen. Als er die Lippen öffnete und zu einer Antwort ansetzte, sah ich den schmalen Spalt zwischen seinen Schneidezähnen.

»In Stockton«, sagte er.

*

An der Straße, wo meine Mutter wohnt, gibt es eine unfallträchtige Stelle, an der manchmal Menschen zu Tode kom-

men. Sie heißt allgemein nur »die Kurve«. Es ist eine relativ ländliche Gegend. Moderne Wohnblocks mit Grünflächen dazwischen. Fast schon wie auf dem Dorf. Ausweichebuchten, Feldwege, versteckte Einfahrten. Die Straßen sind breit, mit einem sanften Neigungswinkel, der regelrecht zum Rasen auffordert. Eines Abends kamen wir auf dem Heimweg vom Kinetic durch die Kurve und bauten einen Unfall. Es war November, und es regnete. Mein Freund hatte damals einen klapprigen alten Kombi mit abgefahre-nem Profil, und weil er die Kurve zu schnell nahm, verloren die Reifen den Kontakt mit der Fahrbahn. Der Wagen schlitterte über den Asphalt wie eine Kufe übers Eis, kugelte durch ein Metalltor, einen Zaun, eine von Stacheldraht gesäumte Hecke. Ich sah, wie die Hecke auf uns zuraste, von den Scheinwerfern grell erleuchtet, und war mir sicher, diesmal würde ich sterben.

Wir hatten davor schon zwei Unfälle gehabt, und in diesen wirbelnden, dehnbaren Sekunden war mir sehr klar, dass die Wahrscheinlichkeit gegen mich sprach. Später erzählten mir die Jungs, die auf der Rückbank saßen, sie hätten mich tatsächlich für tot gehalten. Sie hatten gesehen, wie ich mit dem Kopf, auf dem ein blauer Fischerhut von FILA saß, drei Mal gegen das Autodach knallte und wie mir dann das Kinn auf die Brust sank, wie mein Hals unheilvoll schlackerte. Aber als der Wagen schließlich im Graben landete und mein Freund seine Fahrgäste anblaffte, sie sollten gefälligst machen, dass sie rauskämen, unter der Kühlerhaube qualme bereits der Motor, richtete ich mich wieder auf und schloss den Mund. Zwischen den Backenzähnen spürte ich etwas wie Grieß. Ganz fein zermahlenes Glas.

Ich versuchte, die Tür aufzukriegen, aber beim Überschlagen hatte sich der Stacheldraht um den Wagen gewickelt wie Schnur um eine Spindel. Während ich an der Tür rüttelte, machte sich Panik in mir breit, und dann sah ich auch noch, dass ich allein war.

Als ich es schließlich geschafft hatte, mich durch die Fahrertür nach draußen zu zwängen, war mein Freund schon fast wieder oben an der Kurve. Der Wagen sah nicht mehr aus wie ein Wagen, sondern wie ein Kürbis. Das Dach eingedrückt, das Chassis ringsum nach oben gewölbt. Weder in den Seitenfenstern noch vorn war Glas zurückgeblieben. Das Stahlgehäuse war unter dem Aufprall einfach zusammengesackt. Zu geschockt zum Losheulen starrte ich es an. Wie konnte es sein, dass wir alle fünf unbeschadet davongekommen waren? Göttliches Einwirken. Anders war das nicht zu erklären.

Aber wir waren nicht unbeschadet. Die Essenz des Unfalls blieb an mir kleben. Noch lange danach sah ich jedes Mal, wenn ich die Augen schloss, alles wieder vor mir: die ruckelnden Scheinwerfer, die Hecke als hellen Fleck, der viel zu schnell näher kam. Das alles lauerte dicht unter der Oberfläche, und manchmal, wenn ich selbst fuhr, sah ich es vor mir aufsteigen. Der Wagen entglitt meiner Kontrolle. Das nutzlose Kreischen der Bremsen. Wegspritzender Schotter, Gras, Vögel, Himmel, Erde. Schwärze. Ein Knirschen, mit dem alles ein Ende fand. Knochen auf Beton, Blut, das langsam eine Lache bildete.

Unfälle passieren, wenn mehrere auslösende Faktoren zusammenkommen. Wenn mehrere Koordinaten sich unglücklich kreuzen. Schlechtes Wetter. Kurvenreiche Straße.

Junger Fahrer. Altes Auto. Auch die Musik machte es nicht besser: so laut und drängend, dass er das Gaspedal richtig durchtrat. Es war eine alte House-Nummer (schon damals alt, und das ist zwanzig Jahre her), aber die Zeilen klangen wie ein Kinderreim oder ein Nachtgebet.

*When I go to bed at night,
I think of you with all my might.
I love you. Fool.
Remember? Relate.*

In mancher Hinsicht war er der Freund, von dem ich am meisten gelernt habe. Er war zwei Jahre älter als ich, zu einer Zeit, als das noch etwas ausmachte. Er brachte mir vieles bei. Sein Evangelium kündete von einer freien und entsagungsvollen Welt, von der ich kaum etwas wusste, und doch prägten seine Lektionen sich mir für immer ein. Manche gab ich an andere weiter. Er brachte mir bei, Turnschuhe so zu schnüren, dass man die Bänder nicht sah. Outdoor-Jacken in der Taille enger zu ziehen, damit sie mädchenhafter wirkten. Er brachte mir bei – bis heute habe ich keine Ahnung, woher er das wusste –, beim Orgasmus die Fußsohlen aneinanderzulegen, um den Genuss zu steigern. Er lehrte mich alles über Hardcore-Techno, bevor Happy Hardcore daraus wurde, über den Breakbeat, der früher dazugehörte, und das dräuende Gefühl von Verhängnis.

Er versuchte auch, mit überschaubarem Erfolg, mir beizubringen, wie man sich prügelt, jemandem eine verpasst. Er erklärte mir, jeder Junge müsse sich damit abfinden, mindestens einmal im Leben zusammengeschlagen zu werden.

Viele solcher Schläge hatte er selbst verabreicht, aber einmal hatte er auch welche eingesteckt, als ein Trupp wildfremder Jungs ihn packte und auf den Schultern durch den Bahnhof trug wie eine siegreiche Fußballmannschaft ihren Kapitän rund um das Spielfeld. Drinnen angekommen, warfen sie ihn auf den Bahnsteig, stampften ihm auf den Brustkorb und traten ihm gegen den Kopf. Es war ein Überfall ohne jeden Anlass, ein Stammeszorn, der sich urplötzlich entlud, und er akzeptierte ihn ohne Scham, suchte weder nach Gründen noch nach Vergeltung. Er kannte die Gründe ja. Das Universum hatte ihm die Rechnung präsentiert. Seine Steuer aufs Mannsein war fällig.

I love you. Fool.

Er wuchs zu einem der seltenen Männer heran, die an körperlichen Auseinandersetzungen richtig Spaß haben. Für ihn war jede Aussicht auf eine Schlägerei so, als hätte er einen Zehner auf der Straße gefunden. Keine Sensation, aber doch ein kleiner Glücksfall, der sich auf den weiteren Verlauf des Tages auswirkte und ihm einen Aufwärtsdrall verlieh.

Einmal, morgens, etwa einen Monat nach dem Unfall, schickte ich ihn Rizla-Blättchen und Um-Bongo-Saft besorgen. Zwanzig Minuten später war er wieder da, rot im Gesicht und aufgekratzt, als käme er gerade vom Laufen zurück. Sein weißer Ellesse-Trainingsanzug war blutgetränkt. »Was hast du denn gemacht?«, rief ich, als hätte ich noch groß fragen müssen. Es sei nicht sein Blut, erklärte er, es stamme von jemand anderem. Er hatte grundsätzlich mehrere unterschiedliche Fehden laufen, und eben hatte er einen Typen entdeckt, mit dem er im Clinch lag und der neben dem Weihnachtsstand des Rotary-Clubs herumlung-

gerte. Mein Freund hatte sich eine Flasche aus dem Müll-eimer gegriffen, sich angeschlichen und dem Typen die Flasche über den Kopf gezogen. »Der Hammer«, erzählte er. »*Alle* haben's gesehen. Und der Weihnachtsmann hatte den besten Platz!« Er landete schließlich in Altcourse, im Knast, wo er aufblühte wie ein in heimischen Boden zurückverpflanzter Lorbeerbusch.

Remember? Relate.

Und meine Haftstrafe? Die war länger. Ich erinnerte mich tatsächlich, jeden Tag. Ich war davon überzeugt, dass mein stummes Gebet (ein wortloses Flehen um Gnade, geäußert in den tiefsten Schichten meines Hirns) uns gerettet hatte. Lange Zeit weigerte ich mich, selbst fahren zu lernen. Ich stieg schrecklich ungern zu anderen ins Auto, sogar zu meiner Mutter, die überall mit gemächlichen 45 Stundenkilometern hinzuckelte. In der Nacht damals erfuhr ich, dass Angst das wirkmächtigste Elixier überhaupt ist. Was für synthetische Stoffe einem auch durch die Adern fließen, was für Chemikalien das limbische System unter Kontrolle haben, von der Angst werden sie neutralisiert. Ich war high, als ich damals in den Wagen stieg, und stocknüchtern, als ich herauskletterte. Und den Moment des fließenden Übergangs, das beängstigende Tempo, mit dem die Umstände sich ändern können, habe ich nie vergessen. Im einen Augenblick hat man noch vier Räder fest auf dem Asphalt. Im nächsten schlägt man Räder durch die Luft.

*

In meinem Kopf hieß dieser Ort mit seinen unfallträchtigen Stellen und nicht einsehbaren Kurven, den schmalen Straßen und desaströsen Karambolagen immer noch Zuhause, obwohl ich schon seit Jahren nicht mehr dort lebte. Beim Einschlafen sah ich ihn vor dem inneren Auge, die Fußwege und Felder, die Straßenzüge aus buttergelben Klinkerhäuschen, die Vorstadtgässchen voller Birkenfeigen und feuchtem Holz. Die Bilder kamen ungebeten, wie früher das Testbild im Fernsehen. Ich ließ mich von ihnen trösten, von ihrem Stillstand, ihrem ausdruckslosen, unveränderlichen Wesen. Mein aktuelles Zuhause hatte ich kürzlich verloren. Oder nein. Nicht verloren. Das klingt zu ungewollt, als hätte die Bank es zurückgefordert, weil ich mit den Hypothekenzahlungen im Rückstand war. Ich hatte mein Zuhause kürzlich verlassen und mich seines gesamten Inhalts entledigt.

Ein paar Wochen nach Weihnachten war jemand in die Wohnung eingebrochen, in der ich mit meinem Freund lebte, und hatte mein Notebook gestohlen. Er (dass es ein Mann war, leite ich aus dem Fußabdruck ab, den er auf dem Paneel der Tür hinterlassen hatte; er trug Air Max Ones, so wie ich) hatte auch mein altes Notebook mitgenommen, das ich als externe Festplatte nutzte. Sonst hatte ich nirgends etwas gespeichert, und so war damit auch meine komplette Arbeit verschwunden, einschließlich des Buches, an dem ich mit Unterbrechungen seit vier Jahren schrieb.

Beim Aufschließen war mir nicht aufgefallen, dass in der Kassettenür ein Paneel fehlte. Adam war entschieden gegen jede Art Verschwendung. Es passte also überhaupt nicht zu ihm, dass überall Licht brannte, dafür passte es

umso mehr, dass die Wohnung aussah, als hätte – es lässt sich nicht anders formulieren – ein Einbruch stattgefunden. Die Schubladen meines Schreibtischs waren allesamt ausgekippt, der Inhalt lag auf dem Boden verstreut. Mein erster Gedanke war, er müsse wohl spät dran gewesen sein und irgendwas im Schreibtisch gesucht haben. Dann kam der zweite Gedanke, noch kaum entwickelt und bevor mir dämmerte, was wirklich passiert sein musste: dass er herumgestöbert hatte, auf der Suche nach Beweisen für eine Affäre. Er neigte zu sporadischen, aber immer sehr spezifischen Anfällen von Eifersucht und kontrollierte häufig mein Handy. Ich hatte kein Tagebuch, aber mehrere Notizbücher, und obwohl die stillschweigende Vereinbarung lautete, dass er nicht darin lesen sollte, tat er es natürlich trotzdem.

Ich ging weiter ins Schlafzimmer, und da sah ich dann, was los war. Die Matratze war vom Bett gezerrt, das Bettzeug zerwühlt, meine Unterwäsche lag als wirres Knäuel obenauf. Eine Handtasche mit einem aufgestickten Dackel, die meine Schwester mir geschenkt hatte, war ausgeleert, umgestülpt und dann beiseitegeworfen worden. Meine Schwester hatte mich schon ein paarmal gefragt, ob mir die Handtasche auch gefiel, weil sie mich nie damit sah. Ich ging zum Kleiderschrank, um nachzuschauen, ob meine teuersten Schuhe und mein einziger guter Mantel noch da waren. Air-Max-Träger hin oder her, der Dieb hatte offenbar keinen Blick für hochwertige Kleidung. Vielleicht wusste er auch einfach nichts damit anzufangen.

Ich sah mich um und dachte mir, wie kümmerlich, wie traurig unsere im Zimmer verstreuten Habseligkeiten aus-

sahen. Das war die Summe unseres gemeinsamen Lebens, und jetzt lag sie auf dem Boden durcheinander. Die Wohnung war eins dieser opportunistischen Londoner Konstrukte, wie es sie jenseits der Hauptstadt gar nicht geben würde. Ein ehemaliges Pförtnerhäuschen, das hinten an einem Mietshaus klebte und unter seiner hochmodernen Ausstattung immer noch recht einfach wirkte. Ich ging nach draußen, nahm mir aus irgendeinem Grund noch die Zeit, die Tür abzuschließen, obwohl sie teilweise in der Küche lag, und rief Adam an.

»Geh wieder rein«, fauchte er, als er endlich ranging.
»Geh wieder rein und hol mein Gras.«

»Ich will da nicht wieder rein«, sagte ich. Ich stand in der Einfahrt unseres Mietshauses und zitterte heftig. Die Gegenstände in der Wohnung, die Wohnung selbst, erschienen mir wie besudelt, was ich in dem Moment der Gestalt zuschrieb, die sich auf weichen Sohlen unbeobachtet durch die Zimmer bewegt hatte. Adam antwortete langsam, als hätte er es mit einer Person zu tun, die nur schlecht Englisch sprach.

»Gleich kommt die Polizei, und ich will nicht, dass die mein Gras finden. Kannst du also bitte wieder reingehen und es rausholen?«

»Die kommen, weil jemand eingebrochen ist«, sagte ich.
»Wenn sie es finden, glauben sie sowieso, es ist seins.«

Nach zwei Tagen stellte die Polizei die Ermittlungen ein. Wir waren schließlich im Südosten von London, da hatten sie Wichtigeres zu tun, als einen gestohlenen Rechner zu suchen. Ich hoffte immer noch, dass irgendwann ein USB-Stick unter der Tür durchgeschoben würde, aber so was

machten natürlich nur moralisch aufrechte Einbrecher, in Ländern wie beispielsweise Schweden. Ich sah meine Mails durch und kratzte zwölf Seiten meines Buches zusammen. Sonst war alles weg.

Eine Woche lang blieb ich noch in der Wohnung, verkroch mich im Bad und heulte. Abends ging Adam raus und patrouillierte, bewaffnet mit seinem Golfeisen, über das Gelände. Hin und wieder kam er ins Bad, um sich die Hände zu waschen oder die Zähne zu putzen, dann stieg er über mich hinweg, mit leicht verwirrter Miene, als könnte er diese Person, die da auf dem Boden seines Badezimmers heulte, nicht auf Anhieb einordnen und müsste sich erst darüber klar werden, warum sie dort war.

Ende Januar nahm ich mir eine Auszeit von der Arbeit. Ich wollte nach Norden: nach Hause, zum Geburtstag meiner Mutter, und anschließend für eine Woche nach Aberdeen. Ich wollte mit meinem Buch von vorn anfangen. Aber diesmal würde ich es richtig machen. Meine Redakteurin schaute skeptisch, als ich ihr von meinen Plänen berichtete.

»In Aberdeen ist es kalt«, sagte sie.

»Aber es ist auch nah an den Plattformen.«

»Warum willst du denn unbedingt über Ölplattformen schreiben?«

»Ich möchte wissen, wie Männer sind, wenn sie keine Frauen um sich haben.«

»Aber dich haben sie doch um sich.«

Zu Hause hatte ich ein paar Freunde, die auf Ölplattformen arbeiteten. Wenn wir abends zusammen weggingen, führten sie sich auf wie die großen Stars, warfen nur so mit Geld um sich und machten eifrig die Runde, damit

auch wirklich alle etwas von ihnen hatten. Es war immer ein Ereignis, wenn sie auftauchten, weil es etwa so selten vorkam wie ein Blutmond oder eine partielle Sonnenfinsternis. Meistens waren sie unterwegs, bei der Arbeit oder in luxuriösen Winterurlauben.

Die Ölindustrie gehört zu den letzten Wirtschaftszweigen in diesem Land, die einfachen Arbeitern Karriere-möglichkeiten bieten, abgesehen vom Sport ist sie eine der wenigen Branchen, die Männern aus der Working-Class offenstehen und trotzdem gut zahlen. Die Ölarbeiter, die ich kannte, waren stets bemüht, dieses Ungleichgewicht aus der Welt zu schaffen, indem sie ihren Lohn, sobald er ihnen ausgezahlt wurde, umgehend verpulverten. Sie kauften sich dicke Autos auf Kredit, teure Kleidung, gute Schuhe, starkes Koks. Sie rannten ins Fitnessstudio, stemmten Gewichte und ließen sich ein Tattoo nach dem anderen stechen (diese kulturelle Praxis schien in irgendeinem Zusammenhang mit dem Beruf zu stehen, so wie sich die Bergarbeiter im Süden von Wales früher immer zum gemeinsamen Singen in der Kirche versammelten). Sie heirateten später als die meisten anderen Männer in der Provinz, und selbst ihre Ehen wirkten noch provisorisch, als könnten sie jeden Moment wieder gelöst werden. Sie waren irgendwie spannend. Genau die Sorte Mensch, die man auf einer Party sehen möchte, solange diese Party nicht im eigenen Haus stattfindet.

»Der Einbruch war ein Zeichen«, sagte ich. »Das Buch hat einfach nicht funktioniert. Da hilft nur eins: *Rip it up and start again.*«

Dabei dachte ich weniger an Adam als vielmehr an seinen besten Freund, der in dem Sommer, als wir uns kennenlernen-

ten, gerade eine kurzlebige New-Wave-Obsession gepflegt und diesen Song rauf und runter gehört hatte.

»Womöglich war er auch kein Zeichen«, sagte meine Redakteurin. »Es ist Januar, eure Wohnung ist nicht gerade schwer zugänglich, und dann hat Adam auch noch überall das Licht ausgemacht, bevor er gegangen ist.«

»Für mich ist er trotzdem eins.«

Sie legte ihre Hand auf meine.

»Ich habe mir oft gedacht, wie schwer das für dich sein muss. Zuzusehen, wie deine kleine Schwester heiratet, während deine eigene Beziehung so eine On-off-Geschichte ist ...«

»Heiraten ist mir nicht wichtig.«

»Sie hat ein Haus gekauft, und du musst ständig umziehen.«

»Sie wohnt auch nicht in London.«

»Und jetzt ist sie schwanger ...«

»Könnten wir vielleicht nicht mehr darüber reden, wie toll es für meine Schwester läuft?«

Ich empfand meine Redakteurin als mütterlich, obwohl sie bestimmt nicht viel älter war als ich. Vielleicht ja, weil sie rein äußerlich der gleiche Typ Frau wie meine Mutter war: eine helläugige, zierliche Brünette, der leicht einmal die Tränen kamen. Ein bisschen war sie wie die Chefredakteurinnen aus den romantischen Komödien – die, von denen immer alle sagen, sie seien so unglaublich –, denn sie nahm regen Anteil an meinem Privatleben und machte sich nichts daraus, wenn ich meine Artikel zu spät abgab. Jetzt sah sie aus, als würde sie gleich losheulen, wahrscheinlich, weil es mir genauso ging. Eigentlich fand ich es schreck-

lich, bei der Arbeit zu heulen, auch wenn das auf zufällige Beobachter sicher anders wirkte. Sie drückte mir die Hand.

»Irgendwann triffst du einen Mann, der so hinreißend zu dir ist, dass du es gar nicht fassen kannst. So ist es mir gegangen, als ich meinen Mann kennenlernte. Und ich weiß einfach, dass es dir auch so gehen wird.«

*

Um einen Menschen zu verlassen, den man einmal geliebt hat, sind zwei Offenbarungen nötig. Der Moment, in dem einem klar wird, dass man die betreffende Person nicht mehr liebt. Und der Moment, in dem einem klar wird, dass man auch nicht mehr so tun kann, als ob. Der Abstand zwischen beiden variiert je nach der eigenen Begabung zum Betrügen, der eigenen Lügentoleranz. Am Tag, bevor ich nach Aberdeen aufbrechen wollte, rief Adam mich bei meiner Mutter an. Er hatte einen Scheck von der Steuerbehörde erhalten und war jetzt viertausend Pfund reicher. Ich überlegte, ob es sich lohnte zu fragen, was er mit dem Geld vorhatte, denn ich kannte die Antwort ja schon.

Unglückliche Paare wissen immer im Voraus, wie bestimmte Gespräche ablaufen werden. Er würde mir mitteilen, dass er vorhatte, das Geld – alles, bis auf den letzten Penny – für sich selbst auszugeben. Ich würde ihm in Erinnerung rufen, dass ich vor nicht einmal zwei Wochen meinen wertvollsten Besitz verloren hatte. Ich würde hinzufügen, dass der Verlust jedes einzelnen Wortes, das man je geschrieben hat, für eine Autorin in etwa einer frühen Fehlgeburt gleichkommt. Er würde blaffen: »Ist mir schon klar.

Ich schreibe schließlich auch.« Ich würde entgegnen: »Falls man das so nennen kann.« (Es ärgerte mich nämlich, dass er sich immer als Autor bezeichnete, obwohl er eigentlich Öffentlichkeitsarbeit machte und das Krisenmanagement für einen Energiekonzern verantwortete.) Und er würde etwas kontern wie: »Weißt du eigentlich, wie scheißlangweilig du bist?«, denn in der Sinfonie unserer Zwistigkeiten war die Kluft zwischen seinen moralischen Zugeständnissen und meiner eigenen kompromisslosen Kunst ein Thema, auf das ich immer wieder gern zurückkam.

Es stimmte sicherlich, dass ich mehr Streits vom Zaun brach als Adam, aber er war besser darin, sie zu beenden. Manchmal legte er mir einfach den Finger auf die Lippen, um mir zu zeigen, dass es Zeit war, nichts mehr zu sagen. Wenn ich dann noch Widerworte geben wollte, sagte er mit leisem Singsang in der Stimme: »Sch-sch. Sch-sch. Schnauze halten.«

»Was hast du mit dem Geld vor?«, fragte ich.

»Ich werde mir ein neues iPad kaufen und meine Kreditkartenschulden abzahlen. Und der Rest wird gespart.«

Ich setzte mich anders hin. Ich hockte auf dem Boden, und die Rippen des Heizkörpers brannten sich allmählich durch mein T-Shirt. Wir waren seit fünf Jahren zusammen. In dieser Zeit hatte ich ihn zwei Mal verlassen. Es war eine Beziehung wie aus dem Märchen: Ich hatte zwei Mal scheitern müssen, bevor ich es schaffen konnte. Ich musste lernen, mich mit beschränkteren Verhältnissen zu begnügen.

»Ruf mich nicht mehr an«, sagte ich. »Lösch meine Nummer aus deinen Kontakten. Ich mache es mit deiner genauso.«

